

Flammen.

Romanette von Anna Gartenstein.

Schade — nicht zu machen mit den Weiden — nicht, auch nicht der Kleintierhaltungsfrage. Die Herren im Conter haben die „Umarmungen“ längst aufgegeben. Ja, Schade — denn sie sind hübsch, die Weiden. Die Gannal-Panger ist sogar eine wirkliche Feine, seine Schönheit mit dem vollen Ladgoldenen Haar, das das schmale Gesicht umwühlt, und den klaren grauen Augen, die nur allzu friedlich und gleichmütig in den Tag hineinschaun.

Nur wenn sie die Freundin über den Arbeitstisch hinüber ansieht, bricht aus den tiefen ein warmer Strahl von Dankbarkeit und Zärtlichkeit hervor. Und die Laura Kutschel grüßt mit leisem Lächeln zurück. Schwärzen können sich nicht zwingen, wenn sie die beiden sich geliebt von dem Tage an, da Frau Kutschel, die Gannal, mit nach Hause brachte.

In dem armfeligem Webernest, wo auch die Handtische polierten und die Armetheile in den dampfenden Stuben wuchsen, hatte Frau Kutschel das Mädchen, das eben konfirmiert und nun überhäufig in der Familie war, aufgezogen. Vielleicht konnte sie dem Gannal einen guten Dienst verschaffen, denn mit ihrem Tragloft voll aufgeschichteter Kleiderstoffe kam sie weit herum und in seine Häuser.

Aber ihre einzige dabei, die Laura, die, wohlgenährt, breit und groß, das blaue, unferlige Gesicht weit überlagerte, wo so voll strahlende Augen die neue Schwester, das ans Fortgehen nicht zu denken war. Die „Weiden“ — so nannte sie die Mutter und die ganze Handarbeitswelt — wurden „Aufwartmädel“ und gingen später, um immer bestimmter sein zu können, in die Fabrik.

Und weil sie hübsch, apart und intelligent waren, nahmen sie bald eine Art Vorkursstellung unter den Mädeln des großen Geschäftshauses ein. Selbst der Chef, der sich doch sonst wirklich nicht um ein Mädel kümmerte, konnte, um sie zu gehen zu allerhand Dienstleistungen, die außer dem Rahmen ihrer Arbeit lagen heran. Sein Vertrauen war ihr Stolz und Ehrgeiz, daneben hatten sie noch eine kleine Befehlsbefugnis: eine hübsche Schürchen auf der Spatze, eine wohlgefüllte Kassetten, einen soliden Mann mit gutem Einkommen und ein paar nette Kinder, mit denen sie Staat machen wollten.

Natürlich hatte jede von ihnen ihren Sonntagsmittags-Ausgehern. Zwei feldige junge Männer. Und nicht, seine nächsten. Nur die Geschäftsmänner spielten sie mit viel Geld und guter Schulung. Das war zwar altmodisch, aber doch fein, wenn die beiden Mädchen mit hellen, frohen Stimmen dazu sangen. Und Kutschel war oben als ein Nachmittags im Concert oder auf dem Tanzsaal. Wo konnte es sich auch behaglicher sitzen als in der Wohnstube, die sich an das schon ein wenig älteres Häuschen der Wittwe Kutschel lehnte, oder in der gemütlichen warmen Stube, wenn die Kaffeetanne duftete. Keine lebensschaffliche Note beanpruchte das „Verhältnis“, nur ein feiner Einklang von Verliebtheit gab ihm einen gewissen Reiz. Und vielleicht wurde aus dem Verhältnis heiliger Ernst. Warum auch nicht — vielleicht...

Stieghaft blüht er die beiden Weiden an. Und in einem jähen, wahren Ersehnen wenden beide die Blinde, belegen sich, doch nur, um scheu, als seien sie auf verbotenen Wegen erwischt, aneinander vorüberzugehen. Ueber Lauras Gesicht fladert eine lebhafteste Rötze. Gannal zieht die Schulter an, als ströfete sie plötzlich. Ein räthselhaftes Ersehnen in den festaren Augen, starrt sie, sich vergebend, in das Dunkel des Lager-raumes, das ihr aus weiter Fensteröffnung entgegenläßt.

Als sie dann Mittags heimgehen, geht zwischen ihnen das Schweigen, das auch nicht das harmloseste Wort finden läßt, das jeden Strohhalm eines Gedankens, der sich von Seele zu Seele legen will, hinwegfegt. Und sonst hatten sie doch soviel zu schwätzen. Was ist das?

Frau Kutschel sieht sie beim Essen erkaunt an. „Nanu — das Guch die Gühner das Brot fortgetragen, daß ihr stumm wie die Klöpper dast!“

Sie lachen. Kein befriedendes Lachen. „Was soll'n wir denn immer reden?“ „Ober habt ihr Euch gekannt?“ „Was die Mutter nur für dummes Zeug aufmendet — als ob das Jemand schon erlebt —“ „Eben darum“, sagt Frau Kutschel, legt die Hände schmer auf den Tisch und sieht die Mädchen schaf an. „Wird ein Topf auch mal herb angehoßen, hält er länger, mag auch ein Eckel aus dem Rand hergehen. Aber fällt einer vom Brett, der sonst nie angehört wird, plaug, ist er in Eckerben. Gure Freundschaft ist so ein ängstlich gebühler Topf. Ganz unmaßtlich ist's, daß ihr Euch nicht eine Faust dem Kopf fähst in die Eckerben schlägt. Was ein Jammer. Frauenfreundschaft ist selten, aber oft mehr werth als Mannesliebe.“

Rein, weiter wagen sie nicht zu denken. Und jetzt finden sie sich wieder in einer heimlichen Angst. Als sie um sechs aus dem Geschäftshaus treten, flüchtet ihnen noch wieder Sonnen-glanz entgegen. Vom Flusse geht an-genehme Kühle herüber. „Du“, sagt Gannal ein wenig zaghaft — sie hat so eine feine, sich unterordnende Art — „geben wir noch ein Stündel hinaus?“

Zu Hause wartet zwar die Wäsche. Aber Laura nicht und geht mit ihr mit harten, fast stehenden Schritten in entgegengesetzter Richtung die Stationenallee entlang. Wienen summen noch um die weißen und roten Blüthenzweige, und ein ganz leiser Wind fingert so ein wenig vertraut mit den Blättern. Noch drängen, die Straßenbreite füllend, Männer und Weiber aus der Fabrik, haltend und schwebend, und spüren nichts vom heimlichen Abendfrieden. Die beiden Mädchen empfinden diese Stumpfhüte wie etwas Störendes. Sie biegen in einen Feldweg ein. Aus dem grün-golbenen Dämmern in die strahlende Weite.

nach dem Centimeter berechnend gleichmäßig zwischen ihr und Gannal vertheilt, find er sie doch nur Mittelbrücken. Wendet er sich zu Gannal, werden seine Blinde zehrend, durch seine Stimme zittert heße Zärtlichkeit.

Und über Gannals zartem Gesicht liegt der Glanz beglückter Liebe. Unheimlich schön ist sie. Wenn sie Abends das Haar löst, daß es wie ein feuriger Mantel die schimmernden Schuttern umhüllt, dann quillt in Laura eine fremde wilde Regung auf, und sie ballt die Hände — Herrgott, nur nicht schlecht werden... Der Sommer geht hin. Schweiß, glühend. Schwere Wetter wechseln mit glühenden Tagen, denen dampfende, drückende Nächte folgen. Nicht auszuhalten ist's in den Arbeitsstätten. Und vor dann das Abends auch noch in den Stuben boden oder in der dampfenden Bodenlaube? Die steht verfallen. Längst haben sich die Sonntagsgeschloßen ausgetrieben großend zurückgezogen, die Gehharmonikas sind ver-stummt. Sind die feinen Gartencon-certe nicht weit schöner? Sei, und warum sollen wir nicht tanzen und genießen, daß die Geföhler glühn, der Attem fliegt, und das Blut wie befehen durch die Adern rasst? Der schöne Emil sagt es ihnen ja lachend lässlich — wir sind nur einmal jung!

Was heißt Frau Kutschel alles Jammer und Predigen? Durchgehende Pferde werden von gesehenen Reden nicht aufgehalten. Und ver-bissen trumpt Laura auf: „Was geht es Dich an, was ich mit meinem Gelde mache? Mein Verdienst ist es, und ich kann damit thun, was ich will.“ Nicht mehr eingekaut wird's ins Sporttaschchen, nur abgeschrie-en ein Schimmeln ums andere — der schöne Emil macht Ansprüche... Wo will's hinaus, wohin geht der Lauf der Leidenschaft?

Woßt verführt Gannal noch zu teilen, den allen, herzlichen Ton anzu-schlagen, aber der Klingt ja nach Mittel-land. Und wie darf sie reden von dem, was beider Seelen bis zum Rande erfüllt? Dörfen sie ja ehlich gemein-war's — aber könnte sie's wagen und reden von der Seeligkeit heimlicher Minuten mit dem Geliebten? Wie könnte sie bitten — „sei nicht töricht, Du siehst doch, daß er mich liebt!“ Das Verhältniß der beiden zueinander wird immer unerträglich. Im Geschäft lachen und spotten sie. „Ei, siehst doch, wie die Nachbarin der Freundschaft geröhrt, wie die Apar-tier verdrückt geworden sind und die hochmüthige Laura sich neigt!“ — da kommt Gannal mit dem Ent-schloß: „Ich suche mit dem anderen Logis.“

„Al recht“, gibt Laura kurz zurück. Aber dann springt die Eifersucht auf wie ein wütendes Thier: aus ihr's — nun ist er dir ganz verloren — nun hält sie ihn ganz fest mit ihrer verfluchten Schönheit. Da ist einige Tage, bevor Gannal ausziehen will, der Zurnerball, zu dem der schöne Emil sie beide geladen. Für Laura so ein leichtes Genadenge-schenk. „Geh nicht“, gebietet der Geiz. — „Geh — es ist das letzte und viel-leicht!“ — An dieses dämmerhafte un-heimliche Viellecht klammert sich ihre Hoffnung.

Stumm ziehen sie sich in dem Stübchen an, das sie seit Jahren zu-sammen bewohnt. Wortlos — nur schwermes, feiges Athmen. Gannal hat schon die weiße Spigenbohle an, die ihrem zarten Gesicht so reizend steht, und holt die Handtücher aus dem Kasten. Lange weise Glasses, die ihr die Frau des Chéfs geschenkt. Und er laut des Vergers entfährt ihren Lippen. Die Handtücher sind schmu-ziger als sie gedacht. Sie nimmt vom Wandrett eine Pfalzze. Die ist ganz voll, voll von Benzjn. Ueber Lauras Gesicht fliegt das Ersehnen. Gannal ist doch manchmal von leidenschaftlichem Liebhaber. „Um Gotteswillen, thu's nicht — jeht nicht bei Licht!“ — will sie aufförien. Aber kein Ton bringt ihr aus der Kehle. Unwillkürlich weicht sie bis zum Fenster zurück, während die eiskalten Finger zitternd an der seitlichen Taille neßeln. Und dort streift Gannal die Hand-schube über Hände und Arme, zieht das Benzjn auf einen Lappen und fängt an zu reiben, ganz dicht bei der Lampe. Laura quellen die Augen hervor, das Grauen steigt ihr kalt den Rücken hinauf — wenn — Herrgott, wenn... Noch einmal giebt Gannal das Benzjn auf das Tuch mit einem geschäftlichen, verträumten Lächeln. Im Spüler gießt die Flamme auf — Da steigt es leuchtend in der Brust Lauras auf — geh weg von der Lampe schnehl —

mit dem zweiflosen Hn und Her — dann Schritte, schwer unter einer Last, hinter der sich die Thür zu Mutter's Stube schlief. Nachend schlägt Laura auf der Erde hin —

Tritt leise auf, daß du die Schmerzen nicht wecht. Sie schlafen nicht. Sie lauern nur, um sich wild auf ihr unglückliches Opfer zu fütren — still — scheue sie nicht auf ihrer Höhle. Und siehst du die dunkle Gestalt hinter dem Bette mit der Wage in der Hand? Wie das Jünglein schwankt und zittert — wird sie herabstinken, die schwarze Schale des Todes, und die goldene des Lebens wie nichts emporschnellen?

„Wir hoffen das sie durchtommt“, sagt die Schwester und zieht Laura von der Thür des verdunkelten Zimmers zurück, in dem das Schmerzensgeschloß liegt. In unsagbarem Grauen schlagen Lauras Bähne aufeinander. „Ob sie entsetzt bleiben wird?“ Die Schwester zuckt nur die Achsel.

Unten vor dem Krankenhause wartet der schöne Emil. Geht gehen seine Blinde an den Fenstern hin, das Grauen des Gesunden vor der Stätte des Leidens triebt ihm durch die Nerven. Da kommt Laura zurück. Weiß Gott, das bishen hübschste haben die letzten Wochen vollends weggeschloß. Das Gesicht ist hart und gealtert, der Mund unheimlich streng. Aber in den Augen lobert etwas Wildes. — Ja, wenn nicht das Haus wäre und das gute Stüdd Geld, das die Alte zusammengehandelt, — Laura liebt ihm die Gedanken vom Gesicht ab, und doch nicht sie seinen Arm und preßt ihn. „Du“ — es klingelt fast wie ein Schrei der Ver-zweiflung und der Gier. —

Johanna Panzer überdenkt beim Frühstück die Tagesarbeit. Frohlig schaut der Spätherbstmorgen durch das Fenster. Fröhlich und ungemüthlich wirt die hübsche Gannal aus dem Raumes, der zugleich als Anprobier-zimmer für die Kundinnen des Prä-mies Johanna Panzer dient. Und laut, wie leblos, ist das blaue, auf-gedichtete Gesicht, starr wie nach innen gerichtet, in gesammeltem Raubdenken die klaren grauen Augen. Die Waiste des lebensbührenden Lächelns, das sie für ihre Kundinnen hat, ist abgelegt. Die finden Fräulein Panzer hübsch, ja, eigenartig fehselnd, selbst mit den Wranderbarkeiten in dem blauen, schmalen Gesicht, das dunkles, turgelaltenes Haar zwanglos und reizvoll um-lodt. Die leise Schwärmerie der Damen, die aber nicht minder den Ge-schickten Händen und dem feinen Ge-schmack Fräulein Panzers gilt, nimmt Johanna mit ruhiger Selbstverständ-lichkeit und unbewußtem Spott hin. Sie bewahrt dabei immer Distanz mit unbewußtem Zart und freut sich des Wohlgefallens an ihrer Person nicht aus Eitelkeit, sondern nur, weil diese Schwäche ihr Verdien-ten erhöht.

Arbeit und Verdienen, das ist ihr einzige Pol, um den ihr Interesse kreist. Alles andere ist todt, ausge-trennt seit jenem Augenblick, da die Flamme sie anfliegen in rosender Liebe. Nur einmal noch war die Ver-zweiflung aufgelöst und brachte sie zu vernünftigen. Damals als Frau Kutschel im Krankenhause an ihrem Tische lag, eine alte, innerlich ge-brachte Frau, und ihr mit leerer Stim-mel erzählte, daß die Laura nun doch wieder Kopft durchgefegt und in vier Wochen hochzeit habe mit diesem Lumsid. Da hatte sie sich aufgekümmert, wie unter einem furchtbaren Gie-ber, der ihre Rüste getrunken in heimlichen Stunden und ihr geschworen, ohne sie tömte er nicht leben. Und die Freundin, die nicht mal ihr Ende er-warten konnte, um Vermaß zu über-Man weitgere ich den Spiegel, der sie verlangte — auch ohne ihn würde sie, wie's mit ihr fand. Nur herben, fiebern — aber das Fieber, das sie von neuem packte, taste vorüber und nahm sie nicht mit.

Wohl aber strecken sich hinfreidige Hände nach ihr aus. Die Frau des Chéfs liegt sie in der Hauptstadt die Schneiderin erlernen und fand ihr bei, als sie sich selbständig machte und ihr Atelier einrichtete. Das Glück kam: das enttägende dich — arbeite, und das Geld füllt dir die Hände. — Ja, sie verdiente, verdiente reichlich. — Wozu? Für wen? Ihren Geschwie-tern hat sie auf die Füße geschoben; was sie ihr, die ihnen von früh an fremd geworden, dafür bieten, ist scheue, neidvolle Bewunderung. Dann? nein — den verlangt sie nicht. Und Liebe? Das Wort macht sie voll Ver-achtung lachen. Sie weiß, was die Männer zu ihr giebt, und sie läßt sie abgehen wie geprägelte Humbe. Eigentlich müßte sie dem Geschick und jeuen beiden dankbar sein — haben die sie doch der Enttäufung und Elend beahrt.

Sie wird noch aus der früheren Heimath mit Nadracht bedient und weiß selbst nicht, wie sie nach den spärlichen Nachrichten hungert. Und eine wilde Freude schließt in ihr auf, daß sie die Giftfliegen auf der Schutthalde einer Brandstätte, wenn man ihr schreibt, wie der schöne Emil mehr und mehr verblumt, den Ver-derben der Frau verführt und sie da-für miffandelt. Und den hatte sie geliebt über alles — würde ihr die Liebe das Elend haben tragen helfen oder —

hätte sie nicht vielmehr den schönen, leichtfüßigen Menschen vor dem Un-tergang bewahren können, in den die ungeliebte Frau ihn treiben müßte? Über hatte Laura in all ihrem Elend nicht einen Reichtum und Trost — ihre Kinder? Und sie? Es kamen doch Augenblicke, oft mitten im Arbeitsgetriebe, da sprang in Johannas Seele eine heisse Sehnsucht auf, da wühlte sie, wie der Abge-krankte im Schutte seines Hauses wühlte, nach irgend etwas, was ihr das Herz füllen konnte, das leere, ausgebrannte, da quollen Reid und Gach auf die Freundin zum Erschden auf. —

„Weg damit — arbeiten — was fordert der Tag?“ Da bringt das Mädchen die Morgen-pfost. Ofters, Geschäftsläden. Und da ein Brief, dessen Aufschrift sie alles andere hastig beiseite schieben läßt.

Die einstige Collegin aus der Frau-rit schreibt: „Seit acht Tagen ist der schöne Emil verschwunden. Gestern Nacht ist das Jüngste gestorben, und Ende der Woche müßte die Laura aus dem Hause, das der Emil ver-liebt. Gut, daß die ihre Mutter nicht mehr liebt. Die kleine Reide hat die Laura noch selbst in den Garg gelegt. Dann ist sie mit den beiden anern, das ältteste Mädel hat — ich hab's Dir ja früher schon ge-schrieben — ein Mal im Gesicht wie eine Flamme — nach der Mühle hinter dem Wehrgarten gegangen. Sei-kerlich hat sie die Kinder mit ins Wasser nehmen wollen, sich aber noch der Sünde gefürchtet und hat sie fort-geführt. Die zwei Mädels haben wohl was Schlimmes geahnt. Sie sind zu-rückgelaufen, sie sehen, wie die Mutter sich ins Wasser fützt, und schreien um Hilfe. Arbeiter haben die Laura rausgeschloß. Sie war schon bewußt-loß. Jeht liegt sie im Krankenhaus.“

Noch am Abend dieses Tages klingelt Johanna Panzer an der Pforte des Krankenhauses. Sie ist hierher gekommen, einem Zwange gehorchend, der den sich sträubenden Willen band. Die Schwester sieht sie groß an. „Dann sind Sie die Gannal, von der die Frau im Fieber phantastirte. Sie sah Sie immer wieder brennend auf sich zuströmen und schrie auf, die Flammen wollten auch sie verzehren. Dann will sie aufspringen, um sich ins Wasser zu fütren und das Feuer zu löschen. Und dazwischen jammert sie wieder, sie habe die Flammen für das Gannal gewinnst und doch nicht gemollt.“

Mit entsetztem Blick starrt Johanna die Schwester an. Dann verzerrt sich in dem furchtbaren Versehen die blauen Lippen. „Mörderin!“ — sie fernen lautlos das Wort wieder und wieder, während ihr die Schwester voran zum Krankensaal geht. „Vorlich — Ruhe“ — mahnt die. Das Fieber sei plöglich gewichen, aber die Herzschwäche so groß, daß die Frau die Nacht kaum überleben werde.

In einer Ecke des Saales liegt sie. Daneben erliche kerzenlose Betten. Die Reue der übrigen Anstalts-innen hielt die Gegenwart der Schwe-ster zurück. Aus dem verfallenen, grautauigen Gesicht sehen die un-heimlichen, großen Augen ruhig und klar Johanna entgegen. Regungslos, schier liegen die verarbeiteten Hände auf der Bede. „Ich würde es, daß Du kommen müßtest. Und ich weiß, was Du sa-gen willst: das was ich mit hübschlich immer selber gesagt: Mörderin — richst hast Du. Aber die Flammen ha-ten mich zehnmal ärger gebrannt als Dich, Gannal. Wenn er mich schlug, war's eine Wohlthat für mich, die Schläge haben die Qualen doch einen Augenblick überäubt. Und ins Was-ser bin ich gegangen nicht wegen des Geldes, wie die Leute meinen — ich mußte endlich das Feuer löschen. Und das brennt doch fort auf dem Gesicht meines Kindes. Daß es Dir gut ging, Gannal — was man so gut gehen nennt — hat's mir nicht leichter gemacht, ich kenne Dich — innerlich ich Dich doch umgebracht. Ich litt Dich nicht, verzeh ich mir — aber ich dent, Du darfst zufrieden sein, daß ich gelitten und gebüßt, mehr, mehr als ich sagen kann.“

Hochaufgerichtet als Richter voll Lernenden Hasses war Johanna ans Bett getreten. Aber der Hauch des Todes, der die Frau da vor ihr schon umweht, der so wunderbare unirdische Blick, klar und ergeben, wie leise Stimme, doch so fest in dem Geständ-niß — wie vom Wichtigt überbeilt sieht Gannal ihr Leben, und zusam-menfaßt die Gefühlswelt, mit der sie sich umpanzert — Ein paar schwere, schwere Athemzüge, als müße das reue weise Glücksführl, die aus Emdt und Wüde aufsteigende alte Liebe zur Freundin die Brust sprengen — dann läßt sich Gannal auf den Stuhl neben dem Bette nieder. Ihre Hand legt sich auf die erstarrten Finger. „Still — alles, wie's kam, war gut — Du warst nur Werkzeuge.“

Ein Schöber bracht über die klei-nden Lippen der Frau: „Aber meine Kinder!“ „Sie sind nun mein, Laura. Sie sind das große Vermächtniß unrerer alten Liebe, nicht wahr? Und ich dent Dir dafür und hüße dankbar jeden Tag auf dem Gesicht Deines Kindes die Flamme.“

Räucherfrauen.

Gustav Doré, der berühmte Illu-strator, pflegte jeden Sonntag zahlreiche Pariser Künstler, Musiker und Schriftsteller, zu einem fröhlichen Mahle einzuladen und gastlich zu bewirthchen. Der Maler benahm sich bei diesen Sonntagsgesellschaften, denen gewöhnlich auch seine Mutter bei-wohnte, nicht selten wie ein zu aller-lei tollen Streichen aufgelegter Kna-be. Die Amüsements, die er aus-richtete, wurden in ganz Paris belacht. Einmal ließ er eine riesige Gänse-berpfaste auf den Tisch tragen. Mit poetischen Worten sprach er von den Vorzügen dieser Pastete, rühmte die Güte der Trüffel und erzählte aus-führlich, woher das Meiserterort stammte. Als er merkte, daß den Gänsen das Wasser im Munde zu-sammengelaufen begann, schob er die Pastete einem als Feindknedel be-kannten Künstler hin und ersuchte ihn fierlich, den Ledertaufen aufzuschie-ben. Da stellte sich heraus, daß die Pastete aus Wampe war und ein lebendiges Meerfischchen enthielt. Den Wein ließ Doré in vier Flas-chen serviren, und diese Flaschen herabreigte, um den köstlichen Trau-ken einzugießen, Voltas und Balzer.

Einmal lud der Maler den Gene-ralpostdirector zu Tisch. Der Spei-sesaal war für diese besondere Ge-legenheit wie ein Postamt ausgestat-let worden: die Servietten waren in Form von Briefumschlägen gefaltet, die Pakete hatten die Form von kleinen Briefen, und das Gefortene war wie Briefmarken modellirt. Ein-ens Abends gab Doré ein Essen zu Ehren seines Freundes Paul Joann-es. Auf dem Tische standen große Glasgloden, und unter jeder lag ein „Führer durch Paris“ von Joanne Doré, nach eines der Bücher in die Hand, daß, als wenn er daraus gan-ze Abschnitte vorläse — obwohl er alles, was er sprach, ganz frei er-fand — und hielt zuletzt zwei Red-ten, die eine im Tone und mit der französischen Aussprache eines Eng-länders, die andere im Tone und mit der Aussprache eines Deutschen; er schämte die Aussprache der Paris be-suchenden Ausländer so gut nach, daß die Gäste gar nicht merkten, daß er sich mit seiner Zuführerschaft nur ein-nen Spaß machte. Stets zu Scher-zen aufgelegt, improvisirte Doré einmal, als er mit einigen Freunden in Verona weilte, auf offener Straße eine Mfrotobenorstellung und sammelte dann von den Zuschauern Geld, das er mit den Freunden verthat. Seine Malerlaufbahn begann er da-mal, daß er in seinem Heimathsdorfe eine Fenne grün anmalte, wofür er beinahe Prügel bekommen hätte.

In eigenen Dofen.
Die Landwehrübungen im flum-belegten Jahre 1848 waren nicht selten geeignet, zur Verluftigung des Publicums zu dienen. Landgerichts-Kammerpräsident Karl Sehnert schil-dert in seinen „Lebenserinnerungen“: „Diese Landwehrübungen gaben zu manchen komischen Szenen Anlaß. Zunächst bei der Eintheilung in die ungewohnten meist zu engen Uniform-straßen, wo man auf einen freien Plage vor dem Zeughaus (Kasernen gab es nicht) und unter großer Zuschau-ermenge von Erwachsenen und Schul-kindern stattfand. Zu den Einberu-fernen gehörten auch ältere Jahrgänge von Familienvätern, deren Tacten am hübschsten Herd solche Dimen-sionen angenommen hatten, daß die Uniformen weit auseinanderstanden. Wenn dann der Schneider nicht mehr helfen konnte, wurden die ehrbaren Bauschein zur allgemeinen Belüsti-gung wieder entlassen.“

Waren endlich die Roderbältnisse mit zwei Cartaturen in Ordnung gebracht, so kamen die Beintreiber an die Reihe, welche aber auf dem of-fenen Plage selbstredend nur un-angenehm profitirten wurden. Es wurde nur je zwei Paar Weiskneine (damals noch mit Samofaden versehen) und aus Sparmaßtel und viel-leicht auch aus Mangel, Truchosen nicht vorausgab! Für den Nachmit-tagabend und so auch für alle Be-gehungen blieb der Befehl: „In eigenen Hofen antreten!“ Man kann sich denken, welches Affortieren in Farbe und Schnitt da zur Verwendung kam; ja, manche Scherzbögel machten es sich zur Aufgabe, dabei Auberter-dentliches zu leisten, und erinnere ich mich, daß unter anderen auch bäuerliche Kniehöfen mit Wabenstrümpfen und buntgefärbte Antiquitäten zum Vorschein kamen. Kommandeure und Kompagniechefs tonnten gegen die Einreden, man habe keine anderen Beintreiber bei sich, nichts ausrichten und mußten den Spott ruhig hinneh-men. Man würde heute vor Er-staunen sich nicht fassen, hätte man ein Bataillon in solch buntem, farne-pollistischer Verfassung.“

Ein Sachverständiger.
Freier. Ich war 10 Jahre Schenkteller und möchte mit nun ein Ho-tel kaufen. Ich hab' jedoch das nö-thige Geld nicht dazu und da mach' ich halt an eine Heirat mit Ihrer Tochter!“ Wirth: „So — 10 Jahr' Schenkteller war'n — und kann'n Juna noch kein Hotel kaufen? Nacha sind S' a Lump!“

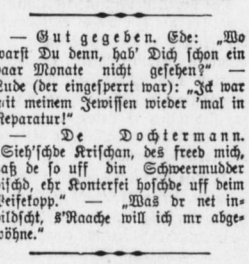
Zweisprachige Erziehung in Glas.

Ort der Handlung: Promenade in Strachburg. Personen: Madame Gaudier (früch Godfar), die Pariser Strahantille; Xifi, ihr Schö-hindchen. Xifi hat keine Herrin ver-laffen und tauscht mit einem plebe-jösen Köter Höflichkeitserzuegen aus.

Madame G.: „Xifi, Xifi, biens donc, viens donc, mon cher! Biens, Xifi, viens!...“

Nach einigen Minuten süßen Bit-tens, geruht Xifi, sich wieder einfan-gen zu lassen. Raum ist er sicher am Halsband gefast, so erhält er einige Liede mit dem „ombrette“ und es er-dient aus ehrlicher, alemannischer Überzeugung heraus: „So, haw'i di jeß, di elender Raib!“

Eine verhängnisvolle Rederei.



„Gut gegeben. Ede: „Wo wartst Du denn, hab' Dich schon ein paar Monate nicht gesehen?“ — Lude (der eingesperrt war): „Ja war mit meinem Weisfien wieder mal in Reparatur!“

„De Tochter man n...“
„Sieh'sche Krifchan, des freed mich, daß de so uff bin Schweermudder bist, ehr Kromerfei hochde uff beim Peiffpopp.“ — „Was de net im-bidich, s'Rache will ich mr abge-wohne.“

Praktisch.

„Warum ängeln Sie den ganzen Tag? Das muß doch schredlich lang-weilig sein.“

„Das stimmt; aber beim Fischgen vergeht einem die Zeit so furzbar langsam — und da glaube ich, daß ich stalt acht Tage vierzehn Tage im Ullaub gewesen bin.“

„Gut weiblich. Er: „Ich segreife nicht, weshalb Du immer zwei Tage brauchst, um Einkäufe zu ma-chen.“ — Sie: „Na, das ist doch sehr einfach! Einen Tag braucht ich, um die Sachen einzukaufen, und den zweiten, um sie umzutauschen!“

„Die Alte. „Zur Verlobung welcher Ihrer Töchter darf man denn heute gratuliren?“ — „Ach, gehen Sie! Es ist wieder die Paula!“